

MAXIMILIAN ZECH

AUS

EINER

ZEIT

ROMAN

BUCHER

1. Auflage 2021
BUCHER Verlag
Hohenems – Vaduz – München – Zürich
www.bucherverlag.com

© 2021 Maximilian Zech
Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Miriam Gartner
Gestaltung: Gorana Guiboud-Ribaud
Herstellung: BUCHER Druck, Hohenems
Bindung: Papyrus, Wien

ISBN 978-3-99018-580-3

Printed in Austria

Meinen Eltern in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.

1

Der letzte Abend

Das Fenster ist gekippt und ein sehr diskreter, milder Hauch weht mir entgegen, die Jalousien wiegen sanft auf und ab. Ich sitze in meinem Drehstuhl und starre auf die vergilbten Lamellen, die wohl vor langer Zeit einmal weiß gewesen sein müssen. Immer wieder blitzt ganz kurz etwas auf: das Blau des Himmels, der Ast eines Kastanienbaums, eine frisch gestrichene Hauswand. Dann schießt ein greller Sonnenstrahl in das Zimmer und landet auf meinem Schreibtisch, wo er nach kurzer Lebensdauer verendet. Geräusche steigen hoch zu mir wie Düfte. Autos auf der Straße, Vögel in den Bäumen, Schritte auf dem Gehweg, Glocken in der Ferne. Die kommen von hinten aus der Stadt. Ich schließe die Augen und lausche dem Frühling. Das ist ein guter Tag heute. Ja, es gibt auch gute Tage.

Sehr geehrte Frau Kollegin,

wir berichten über o.g. Patientin, welche sich in der Zeit vom 14.04. bis zum 16.04. in unserer stationären Behandlung befand.

Es ist schön, allein im Büro zu sein, zumindest an solchen Tagen. Mein Blick wandert vom Rechner zu dem kleinen bunten Totenkopf aus Keramik, den mir Herr Hage aus Mexiko mitgebracht hat.

»La muerte – denken Sie dran, Herr Doktor, der Tod ist eine Frau!«

Ich habe viele solche Sachen hier stehen, alles Geschenke. Eine kleine handgeschnittene Madonna mit Kind aus Oberamergau, sie soll mich beschützen. Ein Stück Gestein vom Kasbek im Kaukasus. An diesen Berg soll der Sage nach Prometheus gekettet worden sein. Postkarten wie die hier aus Madei-

ra von Herrn Piontek. Ich nehme sie in die Hand und betrachte den Hafen von Funchal aus der Nähe. Das war seine letzte große Reise, zumindest auf Erden. Kurz vor Weihnachten ist er gestorben an seinem Plattenepithelkarzinom.

Die stationäre Aufnahme der Patientin erfolgte notfallmäßig, nachdem diese im Zusammenhang mit dem Befund eines Schilddrüsenknotens über Übelkeit und Erbrechen geklagt hatte. Es bestand der Verdacht auf eine Struma maligna ...

Die Station ist leer. Wenn ich Glück habe, kann ich pünktlich die Übergabe machen und habe noch ein bisschen was vom Abend. Die Tage sind jetzt schon so lang. Der alte Winter, in seiner Schwäche, zog sich in raue Berge zurück. Auf dem Brocken liegt bestimmt noch Schnee. Irgendjemand steht jetzt gerade da oben und blickt hinunter in die endlose Ebene, wo ein grüner Schimmer über allem liegt. Aber ich bin es nicht.

... Aufgrund der Diagnose wird eine ambulante Weiterbehandlung empfohlen.

Das Verfassen von Epikrisen ist eine dieser lästigen Aufgaben des Arztes, die zu viel Zeit in Anspruch nehmen, Zeit, die man besser dem Patienten widmen könnte. Doch es muss getan werden. Diagnose, Anamnese, Aufnahmezustand, Laborwerte und so weiter – nachdem endlich alles an Ort und Stelle ist, drucke ich den Wisch aus, unterschreibe, hefte die Zettel zusammen und wie ich das getane Werk nun vor mir liegen habe und noch einmal betrachte, bleibt mein Blick oben auf der ersten Seite hängen:

Betr.: Lamiga, Louna, geb. am 11.08.1999

Wer würde vermuten, dass sich hinter diesem exotischen Namen ein so kleines, bleiches Geschöpf verbirgt? Was liegt hier vor? Frau Lamiga lässt bei ihrem Hausarzt routinemäßig eine Blutuntersuchung machen, die erhöhte Schilddrüsenhormonwerte zum Vorschein bringt. Daraufhin untersucht er die Schilddrüse, legt das Ultraschallgerät drauf und siehe da: ein Knoten. Der findet sich bei etwa jedem Vierten im Lande, bei über neunundneunzig Prozent handelt es sich nicht um Krebs. Der Arzt – anscheinend alte Schule – agiert souverän und will die Auffälligkeit erst einmal über ein paar Wochen beobachten. Er schickt die junge Frau Lamiga nach Hause, die nun wochenlang in der Ungewissheit leben soll, ob sie eine tödliche Krankheit hat oder nicht. Wenige Stunden später schlägt sie mit ihrer Mutter bei uns auf, hat sich mehrfach übergeben, heult wie ein Schlosshund und besteht darauf, aufgenommen und untersucht zu werden. Also wird sie aufgenommen und untersucht. Die Kollegen machen eine Szintigraphie und es wird ein »heißer Knoten« sichtbar. Frau Lamiga erbleicht, als man es ihr mitteilt. Heißer Knoten, das klingt gefährlich, wie heißer Krieg oder heißes Eisen. Tatsächlich ist es eine Entwarnung und deutet schlimmstenfalls auf eine Überfunktion der Schilddrüse hin. Alle sind glücklich, das Mädchen darf uns verlassen und hoffentlich noch lange weiterleben, Ende gut – alles gut. Die Rechnung wird in zwei Wochen im Briefkasten liegen.

Ich sehe hinaus durch das gekippte Fenster auf einen winzigen Ausschnitt der Welt da draußen. Eine kleine Meise sitzt auf einem der knochigen Äste der alten Kastanie, an ihren Zweigen brechen ganz zaghaft junge Knospen auf. Irgendwo in der Ferne knattert ein Motorrad lautstark dahin und hoch oben am Himmel zieht ein Flugzeug einen vergänglichen weißen Pinselstrich in die blaue Ewigkeit. Wo fliegst du hin, wo kommst du her? Dorthin, wo ich auch gern wär?

Kurz darauf stehe ich im Patientenzimmer und kann eine gewisse onkelhafte Freude nicht verbergen, wie man sie empfindet, wenn man Kindern Geschenke überreicht. Ein schmales, blasses Mädchen, eigentlich eine junge Frau, sitzt aufrecht auf dem Bett und blickt mich überrascht an. Sie hat lange naturrote Haare und unzählige Sommersprossen und Muttermale auf dem Körper. Es würde mich nicht wundern, sie eines Tages in einer dermatologischen Angelegenheit wiederzusehen. Frau Lamiga blickt immer ein wenig verängstigt, als käme man, um sie zum Schafott zu führen, was auch an dem schwarzen Lidstrich liegen mag, auf den sie selbst hier im Krankenhaus stets größten Wert legt.

»So, Frau Lamiga. Ich habe Neuigkeiten für Sie«, sage ich.

Ihr Gesicht hellt sich sofort auf und ich spüre: Mit wenigen Worten könnte ich diesen Menschen jetzt zerstören.

»Packen Sie Ihre Sachen zusammen, Sie feiern Ostern zu Hause!«

Nun strahlt sie bis über beide Ohren, ein anmutiges Lächeln hat sie leider nicht, doch ihre Stimme ist weich wie Kaschmir, ein wenig werde ich sie vermissen. Beinah ertappe ich mich sogar bei dem Wunsch, Frau Lamiga hier eines Tages wiederzufinden. Nein, ach quatsch, bloß nicht, das arme Ding, rufe ich mich selbst zur Ordnung.

Ich rücke einen Stuhl neben das Bett und kläre mit ihr die nötigen Formalitäten für ihre Entlassung. Dabei wandert mein Blick immer wieder unwillkürlich auf ihren linken Unterarm. Denn dieses so zerbrechlich und unschuldig wirkende Wesen hat dort ein riesiges, von der Ellenbeuge bis zum Handgelenk reichendes Tattoo prangen, das so gar nicht zur restlichen Erscheinung passen will. *XIII.V.MMXIV*, steht in großen schwarzen Lettern auf ihrer Haut. Da es im T-Shirt nicht zu übersehen ist, war mir diese martialische Tätowierung schon bei unserem

ersten Aufeinandertreffen ins Auge gesprungen. Nachdem ich meine Empfehlung ausgesprochen habe, wie sie weiter vorgehen sollte, ist alles gesagt, Frau Lamiga hat keine weiteren Fragen mehr. Ein kurzer Moment der Stille tritt ein.

»Sagen Sie, dieses Tattoo, was hat es denn damit auf sich, wenn die Frage erlaubt ist?«, sage ich möglichst beiläufig, als ginge es mir bloß darum, den interessierten Arzt zu mimen, der im Patienten auch den Menschen sieht. Der jungen Frau ist anzusehen, wie unangenehm ihr diese Frage ist. Ihre Ohren beginnen zu glühen und sie sucht, sichtlich peinlich berührt, nach Worten. »Es geht mich ja auch gar nichts an, entschuldigen Sie, hat mich nur interessiert«, schiebe ich fix hinterher und will mich schon verabschieden.

Doch die Unsicherheit ist mittlerweile wieder aus ihrem Gesicht verschwunden und als wolle sie mir jetzt ihre ganze Souveränität demonstrieren, sagt Frau Lamiga mit einem Lächeln: »Ach, kein Problem. Das war nur so'n ganz wichtiger Tag in meinem Leben.«

»Ein schöner Tag?«, hake ich nach.

»Schon, ja.«

»Wenn ich so einen Tag in meinem Leben hätte, würd' ich es genauso machen«, scherze ich.

Frau Lamiga lächelt und einen Augenblick lang scheint sie zu überlegen, ob sie mir ihr Geheimnis nun anvertrauen solle oder nicht.

»Das war bei meinem Schüleraustausch«, beginnt sie schließlich. »Da war ich in Südfrankreich, in Aix-en-Provence. Und es war einfach superschön, die ganze Zeit. An dem Tag bin ich mit meinen Freunden ans Meer gefahren und wir haben in einer der Calanques gebadet, das sind so echt schöne Buchten, und saßen abends am Lagerfeuer. Es war einfach alles perfekt.«

»Das klingt nach einer wunderbaren Erinnerung«, sage ich.

Sie nickt, doch ihr Blick ist jetzt ernst und in sich gekehrt. Es verstreichen die Sekunden und ich bin kurz davor, aufzustehen und meiner Arbeit weiter nachzugehen, da fährt sie fort: »Ich hab nicht so die tolle Kindheit gehabt. Dieser Tag ist so wichtig für mich, weil ich mich da das erste Mal so richtig glücklich gefühlt habe. Und das hat mich irgendwie verändert. Weil ich habe da erkannt, dass ich nicht mehr so leben will wie vorher. Darum war das so wichtig für mich.«

»Und darum wollen Sie diesen Tag nie wieder vergessen.«

Sie nickt erneut und sieht mich auf einmal mit so einem jovialen Ausdruck an, als wolle sie sagen: Eines Tages wirst du das auch erleben, Jungchen. Was soll das? So schauen Großmütter, wenn sie den Enkeln von früher erzählen. Ich spüre eine Feindseligkeit in mir aufsteigen und die Befriedigung einer kleinlichen Rache, als ich mir denke: In ein paar Jahren wird dir dieses kotzhässliche Ding verdammt peinlich sein.

Am Nachmittag sitze ich draußen im Garten und genieße eine kurze Pause. Das Neu-Jerusalem ist ein Privatkrankenhaus mit gerade einmal fünfhundert Betten und soweit ich weiß, ist es landesweit das kleinste Haus mit einem Zertifikat als Onkologisches Zentrum. Es wurde 1884 gegründet und besteht heute weitgehend aus modernen Anbauten, die wie Zugwaggons aneinandergereiht sind.

Der Himmel ist noch immer blau, die Luft ist mild, ich sitze auf meiner Bank, esse meine Brote, lasse mich von Patienten grüßen und grüße freundlich zurück. Ich mag diesen Garten: weißgestrichene Holzbänke, die wie Gänseblümchen auf der Rasenfläche eingestreut sind, Blumenrabatte, Rhododendronsträucher, alte Bäume, stille Ecken zum Lesen. Am liebsten sitze ich direkt hier vor dem Altbau von 1884, in dem sich die Geburtsstation befindet: Ein freundlicher zweigeschossiger

Trakt, jedes Zimmer besitzt einen großen hölzernen Balkon zum Garten hinaus – ein wenig wie in einem Belle-Époque-Sanatorium irgendwo in den Alpen. Ich mag diese Atmosphäre, ich fühle mich hier wohl. Niemals würde ich in der riesigen, anonymen Uni-Klinik arbeiten wollen und auch nicht im St. Joseph-Stift direkt nebenan, das reichlich in die Jahre gekommen ist.

Da sitze ich also, halte das Gesicht in die Sonne, fühle die Wärme auf meiner Haut. Es kommt mir vor, als wäre es ewig her, dass ich die Sonne zuletzt gespürt habe. Von St. Paulus läuten die Glocken zur Gründonnerstagsmesse herüber und plötzlich muss ich wieder an Frau Lamiga und ihr schreckliches Tattoo denken. 13. Mai 2014. Unsinnigerweise versuche ich zunächst, mich daran zu erinnern, was ich an diesem Tag gemacht habe, doch ich kann es unmöglich rekonstruieren. Das Meer muss frisch gewesen sein zu dieser Jahreszeit.

Und dann überkommt mich die Neugier: Welchen Tag würde ich wohl auswählen? Ich überlege und überlege. Ein Tag, der mich verändert hat? Es gibt den Tag, an dem ich mein Studium begonnen habe, an dem ich mein Staatsexamen bestanden habe, an dem mir die Promotionsurkunde überreicht wurde. Den Tag, an dem ich anfang, hier im Krankenhaus zu arbeiten. Die Arbeit verändert dich, der Umgang mit Todkranken, der ungeschönte Blick auf das menschliche Elend, auf Trauer und Angst, Schläuche, die aus Hälsen quillen, kreischende Angehörige, Menschen, die in ihren Fäkalien verenden – das verändert dich. Aber es ist ein langsamer Prozess, es geschieht nicht von heute auf morgen.

Nein, beschließe ich nach einer Weile, einen solchen Tag gibt es in meinem Leben nicht – und das beunruhigt mich einen Augenblick lang. Alles läuft gleichmäßig dahin, tagein und tagaus. Eine Woche wie die andere. Und ich denke mir: Hätte

ich ein Tattoo, wäre es kein Datum, sondern ein Satz – *Das Leben ist ein Traum*.

Ich werde von einer Schwester aus meinen Gedanken gerissen, die mich bittet, nach einem Patienten zu sehen. Und während ich hineingehe, blicke ich auf die Uhr und bemerke überrascht, dass es noch nicht so spät ist, wie ich angenommen habe. Ja, es ist ein guter Tag. Doch auch an guten Tagen wünscht man sich, dass die Zeit schneller vergehen möge.

Glücklicherweise gelingt es mir an diesem Abend tatsächlich, einigermaßen pünktlich Feierabend zu machen. Die Stadt ist noch gut gefüllt, hinter den Häusern neigt sich die Sonne, die Luft ist frisch, wie das Mittelmeer im Mai, doch vor den Cafés sitzen noch immer zahlreiche Menschen mit dünnen Jäckchen bekleidet, manche mit Wolldecken, und genießen den Frühlingsabend.

Ich kehre endlich heim. Auf dem Sofa sinke ich erschöpft nieder und starre auf den schwarzen Fernsehbildschirm. Es ist niemals ganz still in dieser Stadt. Das polyphone Gemurmel der Fußgängerzone ist wie ein permanentes Hintergrundrauschen, immer ist irgendein Straßenmusikant in der Nähe. Wenn die Geschäfte schließen und die Straße sich langsam leert, die Musikanten nach Hause gehen, dann kommen die Betrunknen aus den Bars und Diskotheken geströmt, grölen Schlagerlieder, schreien sich gegenseitig an oder lachen hysterisch. Das geht so lange, bis sie irgendwann von den Last- und Lieferwagen abgelöst werden, die am frühen Morgen die Gläser im Schrank zum Erzittern bringen, wenn sie die Straße hochrauschen, um die Einkaufsläden zu beliefern.

Und doch: Jetzt in der dämmerigen Wohnung zu sitzen und zu beobachten, wie der blaue Abend allmählich durch jede noch so schmale Fensterritze hereinkriecht, während das gleichmäßige Gemurmel der Straße dumpf zu mir aufsteigt

– das hat etwas von einer bedrohlichen Stille. Schnell greife ich zur Fernbedienung und mache den Fernseher an. So ist es viel besser! Ich schalte durch: Seifenoper, Actionfilm, Casting-Show, Reisedoku, Boulevardmagazin. Am Ende lande ich bei einer Dokumentation auf Arte. Sie ist schon fast vorbei, aber ich begreife so viel, dass es um Ureinwohner in Südamerika geht, die nach der Ankunft der Konquistadoren in die Wälder flohen, um dort nach ihren eigenen Regeln weiterzuleben. Es folgt eine Sendung über Meeresschildkröten. Diese Tiere durchschwimmen den ganzen Ozean und kehren nach fünf- und zwanzig Jahren wieder an den Strand ihrer Geburt zurück, wo sie ihren Nachwuchs austragen. Es ist ein wunderschöner Strand mit schneeweißem Sand, türkisen Wellen und krummen Palmen, überwölbt von einem azurblauen Himmel. Halb liegend, halb sitzend starre ich mit müden Augen auf das bunte Flimmern der lieblichen Bilder und nicke irgendwann ein.

Als ich erwache, durchfährt ein konfuse Schrecken meinen Körper. Mittlerweile ist es finster geworden, doch allzu spät kann es noch nicht sein, denn vor den Cafés werden jetzt erst lautstark die Tische und Stühle aufeinandergestapelt. Im Fernsehen, noch immer Arte, läuft ein Beitrag über den Schriftsteller Arno Schmidt. Ich erfahre, dass er nur ein wenig älter war als ich, als sein erster Erzählband erschien. Von da an habe er wie ein Besessener gearbeitet, abgeschieden in seinem kleinen Häuschen irgendwo in der Lüneburger Heide. Schmidts Hauptwerk *Zettel's Traum*, das 1970 erschien, umfasste in der Erstausgabe 1.334 DIN-A3-Seiten (dreispaltig, wohlgemerkt!) und wog über zehn Kilogramm. Auch wenn es fraglich ist, ob je irgendein Mensch dieses Buch bis zum Ende durchgelesen hat, machte es den Autor mit einem Schlag berühmt.

Ich sitze nun aufrecht und bin hellwach. Du solltest lesen, du solltest endlich wieder mehr lesen – so wie früher! Oder

besser noch: Schreiben! In meiner Schreibtischschublade liegt ein ganzer Block voll mit eigenen Gedichten. Eines Tages werde ich sie veröffentlichen, doch dafür brauche ich noch mehr.

Und ganz plötzlich, wie aus dem Nichts, ist da wieder dieser Satz in meinem Kopf. Voller Tatendrang gehe ich zum Schreibtisch, mache das Licht an und hole mein Manuskript aus der Schublade. Ich blättere, lese mir ein paar Gedichte durch. Hier und da muss noch gefeilt werden, aber im Großen und Ganzen doch gar nicht schlecht. Mit Schönschrift schreibe ich auf ein frisches weißes Blatt: *Das Leben ist ein Traum*.

Das ist schon mal gut, aber wie nun weiter? Ich grüble und grüble, doch der Fernseher lenkt mich zu sehr ab, wie ein kleines plapperndes Kind, das unaufhörlich nach Aufmerksamkeit verlangt. Soll ich ihn ausschalten? Dann wäre es wieder ganz still und dunkel in der Wohnung. Nur der letzte, kaum noch sichtbare Saumzipfel der untergegangenen Sonne am Horizont und in der Ferne das Kraspeln der Stühle und ein paar fremde Stimmen auf der Straße. Doch hier bei mir wäre nichts als kalte Stille. Der Gedanke lässt mich kurz erschauern. Ich schäme mich zwar dafür, doch ich bringe es nicht übers Herz. Also stelle ich das Gerät auf lautlos, denn Stille und Lautlosigkeit sind zwei unterschiedliche Dinge, und setze mich an den Schreibtisch.

Während ich nun dichte und nachdenke, beruhigt es mich zu wissen, dass der Fernseher, dieser wahre beste Freund des Menschen, hinter meinem Rücken läuft, auch wenn ich ihn nicht höre. Doch da ist dieses Fenster zur Welt, aus dem ich jederzeit blicken kann. Und am späten Abend sitze ich wieder auf dem Sofa, im Öffentlich-Rechtlichen läuft ein alter Bibelfilm. Und ich breche das Brot und ich trinke den Wein. Ich bin allein. Ich schlafe ein. Das Leben ist ein Traum. Du siehst es – doch du spürst es kaum.